

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 26

Rubrik: Politische Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

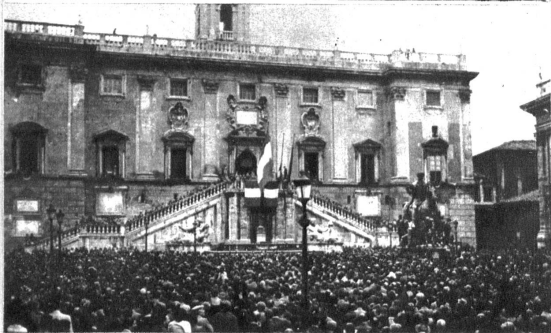
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Frankreich feiert den 18. Juni 1940
 «Frankreich hat eine Schlacht verloren, nicht aber den Krieg», hat General de Gaulle von London aus dem französischen Volke im Augenblick der schwersten Prüfung, die Frankreich je zu bestehen hatte, zugesichert. Am 6. Jahrestag entzündete General de Gaulle am Mont Valérien, dem Besein der höchsten Offiziere von Armee und Marine die ewige Flamme zum Gedenken an die Gefallenen des Widerstandes (ATP)

Oben links:
 Die «Kommandos» der zionistischen Geheimarmee in Palästina haben die ganze Arbeit geleistet, als sie die Brücken über den Jordan zwischen Palästina mit Transjordanien verbanden, sprengten. So zeigt unser Bild, wie die Allenby-Brücke heute aussieht. Die Araber sowohl wie die britischen Militär können erkennen, dass sich das Palästina-Problem weder mit Versprechungen, noch mit Verboten regeln lässt (ATP)

Links: Auf dem Platz vor dem Kapitol in Rom hatten sich 300.000 Menschen angesammelt, um der feierlichen Hissung des ersten republikanischen Flagge beizuwohnen. Unser Bild zeigt die den Worten des Führers der Republikanischen Partei, Rudolph Pauciardi, lauschende Menge vor dem Kapitol (Photopress)



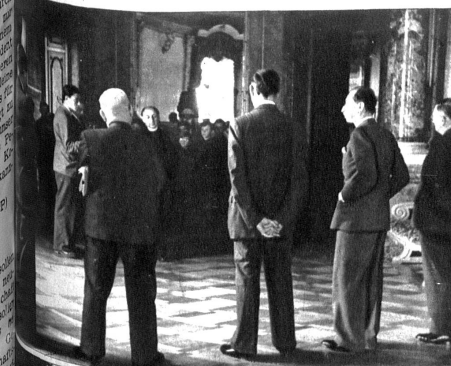
Die neue Svinesundbrücke, die Schweden mit Norwegen verbunden, ist eingeweiht und ihrer Zweckbestimmung übergeben worden. Unser Bild zeigt König Haakon und den schwedischen Kronprinzen Gustaf-Adolf beim offiziellen Begehen der Brücke am Eröffnungstage. V. l. n. r.: Kronprinz Gustaf-Adolf, König Haakon, die schwedische Kronprinzessin und Gouverneur Jacobsson (Photopress)



Rechts: Der Bundesrat wurde nach seiner Sitzung im Bundeshaus durch die Wiener Sängerknaben, die zu Ehren der Zeit in der Schweiz weilten, mit einem Ständchen erfreut. Bundespräsident Kobelt dankte den Buben und ihren Betreuern und entliess die kleine Schar nicht ohne zuvor seinerseits eine süsse Ueberraschung gesandt zu haben. Im Vordergrund zeigt unser Bild (von links) die Bundespräsidentin, Nobs, Bundespräsident Kobelt, Bundesrat Celio und Bundesratler D. Leimgruber (ATP)

Links: Wie man vernimmt, sollen demnächst die Mitglieder der russischen Gesandtschaft in Bern eintreffen. Die Russen sollen als Gesandtschaftsgebäude das ehemalige als Gesandtschaftsgebäude der deutschen Botschaft gelegene Herrenhaus, welches von Dr. Mendel übernommen worden ist, einnehmen. Unser Bild zeigt die künftige sowjetrussische Gesandtschaft in Bern (Photopress)

Rechts: Das Dorf Därligen an der Thunersee ist von der nicht ablassenden Regenflut furchbar überflutet worden. In viele Häuser und alle Keller ist das Wasser gedrungen und der Dorfbach hat teilweise drei Meter hoch über dem Ufer die Bahnlinie, sind unterbrochen worden (ATP)

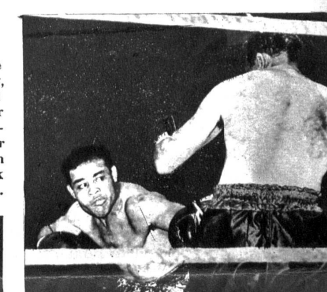


Weltmeisterschafts-Boxkampf in Neuyork

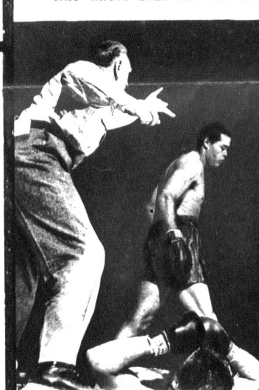


Joe Louis schlägt seinen Herausforderer Billy Conn in der 8. Runde knock-out

Spät abends begann der Kampf im Yankee-Stadion zu Neuyork vor 65 000 Zuschauern. Mächtige Tiefstrahler erhellten grell den Ring, in welchem Joe Louis und sein Herausforderer Billy Conn um den Titel eines Schwergewichtsweltmeisters boxten



Hundert Dollars haben die Ringplatzbesucher bezahlt, um an dem so sensationell aufgelegenen, mit riesiger Spannung erwarteten Weltmeisterschaftskampf der Schwergewichtsklasse im Yankee Stadion von Neuyork mit dabei sein zu können.



Joe Louis (links) kämpfte anfangs verhalten, aber doch wirkungsvoller. Und hier, in der achten Runde, holt er gerade zum entscheidenden Schlag aufs Kinn von Billy Conn aus. Er zielt und ...

Alles war aufs beste vorbereitet, die beiden Boxer, nämlich der Weltmeister Joe Louis, genannt der «Braune Bomber», und sein Herausforderer, der Ire Billy Conn bestanden die ärztliche Untersuchung vor dem Treffen mit Auszeichnung, waren also beide «fit» und die Wetten setzten mächtig ein. Sie standen 2:1 zugunsten des Titelverteidigers. Genau 23 Minuten und 19 Sekunden lang wurde gekämpft. Denn in der achten Runde machte Joe Louis, der fast von Anfang an der ruhigere, überlegtere und vor allem härtere und treffsicherere zuschlagende Boxer war, durch einen klassischen knock-out-Schlag dem Treffen ein Ende.

... trifft haargenau, so dass Billy Conn platt auf den Rücken fliegt. Und schon wird vom Ringrichter Eddie Joseph der «braune Bomber» in die neutrale Ecke geschickt. Eddie Joseph zählt: one, two ... nine, ten — out!



Und während Billy Conn (links) von seinen Pflegern wieder hergepöppelt wird, reist der Sprecher Harry Baugh (im Smoking) Joe Louis' Rechte hoch und erklärt ihn zum Sieger und damit weiterhin zum Weltmeister aller Gewichtsklassen

POLITISCHE RUNDSCHAU

Das Rätsel der Milchknappheit.

-an- Der Städter, der vernimmt, dass *ab August die Milchzuteilung* in unserm Lande, das bekanntlich als Milch- und Käseland erster Ordnung gilt, *gekürzt werden soll*, der hört, dass unsere Butter- und Käselager noch nie so klein gewesen wie heute, der sich mit dem Gedanken vertraut macht, dass die Rationierung noch lange beibehalten werden muss, staunt vielleicht und fragt sich, woran denn das hangen möge. Vielleicht tut er gut, sich einmal vorzustellen, auf welchen Grundlagen eigentlich unsere so produktionsstarke Landwirtschaft beruht hat — vor dem Kriege nämlich, als immer wieder die «Milchschwemme» als Gefahr an die Wand gemalt und auch wirklich bekämpft werden musste.

Es geht dabei um *verschiedene Faktoren*, die alle ineinandergreifen. Erstens muss, wie es der Experte des Kriegswirtschaftsamtes für Preisfragen, *Professor Pauli*, ausgesprochen, für die *«Remontierung unserer Viehbestände»* gesorgt werden. Und es geht ferner darum, *ob unsere Bauern die nötigen Kraftfuttermittel, die nur durch Import zu beschaffen sind, bekommen*. Mit andern Worten: Nicht nur die Ernährung der vier Millionen Menschen auf unserem Boden, auch die Fütterung unserer Tiere hängt zu gewissen Teilen davon ab, was wir über die Grenzen hereinbekommen. Der hohe Viehbestand, auf den wir stolz waren, wäre nie zu erreichen und zu halten gewesen ohne diese Zufuhren. Was wir also als «Milchschwemme» bezeichnen, war nicht einfach nur die Frucht einer Ausnutzung unseres eigenen Bodens, sondern vor allem der Zusätze aus fremdem Boden für unsere Viehernährung. Dieser Umstand wird in Zukunft, wenn es um die *Frage der besondern landwirtschaftlichen Schutzgesetzgebung* geht, nicht ausser Acht gelassen werden dürfen. Vielleicht begreifen jene Kreise, die diesen besondern Schutz als nicht dringlich ansehen, dass es dabei noch *um andere Dinge* geht: *Um das ganze Volk, das vom Bauern Milch und Milchprodukte in genügender Menge verlangt*. Der Schutz der notwendigen Futterimporte gehört offenbar ins Schutzprogramm für die Landwirtschaft.

Es ist natürlich auch nicht zu vergessen, dass die *Abnahme des Viehbestandes im Zusammenhang mit dem landwirtschaftlichen Mehranbau* während der Kriegsjahre steht; denn man kann nicht auf derselben Bodenfläche zugleich Kartoffeln, Getreide, Zuckerrüben, Gemüse und wer weiss was alles für die Menschen und zugleich Viehfutter ernten. Wenn die eingesetzte *Weltbehörde*, die den Namen «*Welt-ernährungsrat*» trägt, uns notwendigerweise dazu zwingt, *eine neue Mehranbaustappe zu beschliessen*, dann begreift man vollkommen, weshalb wir uns auf ein Weiterdauern der Nahrungsmittelknappheit — Milch, Brot, Getreideprodukte anderer Art, Fette und Fleisch — gefasst zu machen haben. Die Brotnot in der ganzen Welt ist es, die auch unsere Futtermittelbasis für die Viehbestände schmälert, ob sie nun auf dem niedrigen heutigen Stande stehen bleibe oder bald einmal nachgezüchtet werde.

Endlich Friedenskonferenz?

An der *Pariser Aussenministerkonferenz* machte der amerikanische Aussenminister *Byrnes* die Anregung, eine *allgemeine Konferenz zur Bereinigung der Friedensverträge auf den 15. Juli einzuberufen*. Dies, nachdem der Engländer *Bevin* unwidersprochen von der Notwendigkeit einer solchen Konferenz geredet. Sogar *Molotow* sei einverstanden gewesen, heisst es. Was die nachrichtensehnsüchtige Welt wissen möchte, ist nur dies: Ob die vier Herren, die

da lang und breit miteinander markten und dabei kaum vom Fleck kommen, bis auf den 15. Juli oder allenfalls bis zum 1. August *auch nur in einer einzigen wichtigen Frage einig werden*, oder ob einfach bekanntgegeben wird, die vier Grossen hätten nicht ins reine kommen können. Die «*Vereinigten Nationen*», d. h. jene unter ihnen, welche mit Italien und mit Deutschlands Satelliten im Kriege gestanden, hätten nun den Brei weiter zu rühren und dafür zu sorgen, dass er endlich angerichtet werden könne.

Eine solche Situation war in Potsdam, wo man das *Procedere der Kriegserledigung* beschlossen, nicht vorgesehen. *Die grossen Sieger sollten Verträge ausarbeiten*, sollten sie fix und fertig der Versammlung aller grossen und kleinen Kriegführenden vorlegen, damit sie diskutiert und genehmigt würden — und alsdann sollten die Besiegten unterzeichnen, was ihnen diktiert wurde.

Die merkwürdigste Frage, die sich angesichts der fast hoffnungslosen Situation in Paris stellt, ist die: *Was verspricht sich Moskau von einer Vollversammlung aller Verbündeten?* Fürchtet es nicht die bekannte «*Majorisierung*», die es nun Mal auf Mal in den Sitzungen der «*UNO*», vor allem im Sicherheitsrat erfahren? Fürchtet *Molotow* nicht, dass die Angelsachsen und Franzosen die strittigen Fragen einfach durch eine universelle Abstimmung entscheiden wollen, eine Abstimmung, der die Russen nichts entgegensetzen haben würden als die Nichtanerkennung und den Protest des mehrheitlich Ueberstimmten? Man wird gut tun, sich zu überlegen, dass Moskau eine solche Situation sehr wohl voraussieht. Wenn aber dies der Fall ist, und wenn der russische Aussenminister dennoch der Einberufung einer solchen Konferenz zustimmt, dann muss man sich auch sagen, dass er damit *rechnet*, und zwar auf seine eigene Art.

Was das heissen soll, ergibt sich, wenn wir die nun seit dreiviertel Jahren hingeschleppten Konferenzen nochmals betrachten und als ihr einziges Ergebnis die Verschiebung der Kriegsliquidation feststellen. Es gibt gar kein anderes sichtbares Ergebnis. Und wenn bewiesen werden kann, dass dies zur Linie der russischen Politik passt, dann weiss man auch, was *Molotow* von der allgemeinen Friedenskonferenz erwartet: Ebenfalls kein Ergebnis — oder eben nur das eine, dass kein solches herauschaut. Es wäre denn, dass die *Triestinerfrage im Sinne Jugoslawiens* erledigt würde. Da jedoch beides gegeneinander auf die Waage gelegt werden kann — *Triest oder Zeitgewinn* — und da man sich fragt, was den Russen wichtiger sei, *Triest oder ein weiteres Halbjahr Provisorium*, versteht man durchaus die *Haltung Molotows, der immer wieder ausweicht*, sobald *wirklich wichtige Traktanden angeschnitten werden*. Er weigert sich, über die *Frage des Dodekanes* zu diskutieren, er spricht von *neuen Erhebungen über die Situation im Triestinergebiet*, er schiebt die *Frage der fascistischen Drohung in Italien vor*, er macht *keine Konzessionen in der Bemessung der russischen, jugoslawischen und griechischen Reparationsforderungen* und scheint zu überhören, dass die *Anglosachsen sagen, Italien könne niemals soviel leisten, wie Moskau verlangt*. Wird er sich vor einer *Vollversammlung der Kriegsverbündeten anders benehmen...*?

Das Ziel der russischen Politik liegt zweifellos im Dunkeln für all jene, die sich in den Geleisen eines «normalen westlichen Denkens» bewegen und nicht berücksichtigen, dass man in Moskau anders denkt und die Dinge in andern Zusammenhängen sieht. Seit der *grossen Revolution von 1917 an hat sich die Sowjetunion nie in einer sogenannten «normalisierten Situation» befunden*.

den, wie die übrige Welt. Die Vorstellung, dass die Grossmächte den « kapitalistischen Angriff » gegen den russischen sozialistischen Staat vorbereiteten, beherrschte das ganze wirtschaftliche und politische Streben der Führerschicht im Kreml. Was Anno 1938 in München geschehen, legten die Russen als britische Absicht aus, Hitler den Weg nach dem Osten freizugeben. Im August 1939 manövierten sie Hitler in den Krieg gegen Polen und damit gegen England und Frankreich und fühlten sich dabei in der Rolle jenes schlaun Burschen, der die bekannten Steine zwischen die dummen schlafenden Riesen geworfen. Nun sollten sich die Riesen gegenseitig vernichten.

Einer ist vernichtet — Hitler —. Aber die andern sind stark geblieben und sogar noch stärker geworden. Mit ihnen wird man also abermals manövrieren müssen, unter sehr veränderten Umständen. Aber man will und wird manövrieren. Die sogenannte normalisierte Situation besteht heute so wenig, wie sie während 1917 und 1939 bestanden. Friedensverträge würden nicht mehr bedeuten als die verschiedenen vertraglichen Regelungen mit den Mächten, die seinerzeit zur Anerkennung Moskaus und zu seiner Aufnahme in den Völkerbund führten, aber niemals eine Öffnung der russischen Grenzen brachten, wie es die Grenzen der andern füreinander gewesen. Der Russlandreisende war ein scharf beobachteter und darum speziell geführter Gast der «Intourist»-Organisation. Niemals ein «normaler Gast»! Selbst der ausländische Kommunist stand im Schatten der GPU. So sieht die Wirklichkeit aus, die gewesen, und die heutige ist lediglich die Fortsetzung der gewesen.

Für Russland wäre also ein italienischer, ein rumänischer, ein ungarischer oder gar ein deutscher Friedensvertrag gar nicht, was er in unsern oder in den Augen jedes andern westlichen Menschen zu sein hat. Gar keine «Normalisierung der Lage». Nicht die Herbeiführung eines Zustandes, der endlich freien Handel und Wandel über die Grenzen hinweg bringt, endlich ein ungestörtes Reisen dahin und dorthin erlaubt, ohne Passzwang, ohne besondere Überwachung. Die heutige russische Generation kennt dies alles, was uns selbstverständlich vorkommt und was wir ersehnen, einfach nicht. Und wenn ihre Führer einen Friedensvertrag unterzeichnen werden, haben sie die Absicht, das in Kraft getretene Dokument so zu bewerten, wie alle frühern Arrangements mit fremden Mächten. Nämlich als Gelegenheit und als Handhabe für die unentwegt gleiche russische politische Linie, die nur die eigene Sicherheit und Stärke für mögliche spätere Entscheidungen zu fördern sucht.

Natürlich denken die «Raubtiere», wie Spitteler die Mächte nannte, im Grunde alle so. Das heisst, ihre eigentlichen Lenker, denken so. Aber im Westen hat der «zivile Mensch» seine eigenen Ideale und wähnt, endlich über dieses Denken hinaus zu kommen. Darum verstehen wir alle die Russen, die so konsequent «staatlich» und «politisch denken» und operieren, einfach nicht. Sonst würden wir begreifen, dass die Russen ganz einfach kein Friedensinstrument anerkennen und unterzeichnen wollen, bis es ihnen passt. Das ist das Geheimnis der bisherigen Friedensverschleppungen und Konferenzmisserfolge. Und wer vorderhand mehr erhofft, täuscht sich. Natürlich wollen die Russen keinen Krieg. Aber sie wollen durch ihr Markten soviel erreichen, dass den andern, die sie fürchten, ein Krieg unmöglich wird. Die

Drohung der Separatverträge,

welche von den Angelsachsen ausgesprochen worden, hat sehr wahrscheinlich in Moskau ein verschmitztes Lächeln ausgelöst. Die Westmächte wiederum, die selbst entdecken mussten, dass sie nur mit Italien eine solche Regelung treffen könnten, nicht aber mit den vier andern, haben denn auch diese Art Pläne zurückgestellt und den Ausweg eines Appells an die universelle Konferenz vorgezogen.

Nun scheinen es die Russen zu sein, die mit Separat-

friedensplänen umgehen. Sie haben, wie man sagt, die «längern Spiesse» insofern, als sie in der Tat mit Finnen, Rumänen, Ungarn und Bulgaren auf diese Art ins reine kommen und ihnen dabei vorschreiben können, was sie mit den Westmächten verhandeln und ausmachen dürfen. Aber sie geben sich, wie man in London aus der kommunistischen Presse Italiens zu schliessen glaubt, auch der Absicht hin, den Italienern besondere Vorschläge zu machen, und zwar im Zusammenhang mit den eigenen Fünfjahres- und Wiederaufbauplänen. Das heisst: Italien würde von Russland einerseits gewaltige Korn- und Rohstofflieferungen, aber zu gleicher Zeit Industrieaufträge erhalten, welche nicht nur diese Lieferungen, sondern obendrein die Reparationen bezahlen würden. Als Angelhaken, mit welchem sie allenfalls die öffentliche Meinung Italiens ködern könnten, würde die Ueberlassung Triests gelten. Ebenso die Ablehnung einer Kontrollkommission für Italien. Und als Druckmittel würden sie die Behandlung Italiens durch die Westmächte brauchen.

Das heisst: Moskau hat die Diskussionen über die wirtschaftlichen Reparationsleistungen Italiens gar nicht ernst genommen. Ihm genügt, die Besiegten zunächst vor die Riesenfiguren zu stellen, die von Amerika und England als «tragbar» anerkannt werden. Und sie werden dafür sorgen, dass sie nicht zu niedrig ausfallen. In Wirklichkeit sind Reparationen überhaupt nicht tragbar. Sie schwächen ganz einfach Italien als Handelspartner, der kaufen und liefern müsste. Die Erfahrungen mit den Versaillerverträgen nach dem ersten Weltkriege haben aufs furchtbarste bewiesen, dass dies so sei. Deutschland hat niemals bezahlt, hat alles, was es zahlte, gepumpt und später geschuldet, bis die Schulden «einfroren». Nun machen die Russen anscheinend dieses Satyrspiel mit, bis sie Italien reif finden für eine ganz anders geartete Abmachung.

Man kommt nachgerade darauf, dass Moskau sämtliche Verhandlungen als Satyrspiele betrachtet und betreibt. Es erlaubt den Polen, sich mit den Engländern finanziell zu arrangieren, d. h. sich mit britischem Golde helfen zu lassen und die Rückzahlungen zu regeln, aber immer nur in einem Rahmen, welcher die Wirtschaftshilfe mit keinerlei Kapitalfestsetzung in Polen verknüpft. Es wird ähnliche Verträge auch anderer Staaten seines Kreises gutheissen, sofern sie den Wiederaufbau dieser Länder fördern, wird aber verhindern, dass die Helfer dabei Besitzerrechte an Grund und Boden und — an Bodenschätzen erwerben können. Für sich gehen die Bolschewiki anders vor: Ansiedlung von Russen auf ungarischen Nazigütern oder gemischte russisch-ungarische oder russisch-österreichische Betriebe beweisen das. Was im Falle der italienischen Regelung geschieht, werden wir ja erleben.

Ein «Satyrspiel» scheint für die Russen auch die Behandlung des Atombombenproblems zu sein. Dem amerikanischen Plane, das Geheimnis der UNO-Behörde «ADA» auszuliefern, mitsamt den vorhandenen Bomben, hat der Kreml ein Gegenprojekt entgegengestellt, das vor allem die Vernichtung aller bisher fabrizierten Bomben vorsieht und durch einen ewigen Vertrag aller Staaten die Herstellung und Verwendung dieser Waffe vorsieht. Stalin und die Seinen wissen vermutlich genau, dass sie damit nicht gehört werden, dass Amerika die Waffe in die Hände einer Behörde spielen will, die unter USA und Englands Lenkung steht. Aber der Propagandawert des Gegenprojekts ist gross. Die Engländer, die momentan in Palästina den jüdischen Terror niederzwingen hoffen und die Blamage einstecken müssen, dass der Grossmufti von Jerusalem, einst Hitlers Gast, das heilige Gastrecht König Faruks geniesst, werden dennoch Zeit haben, mit den USA zusammen diesen russischen Vorstoss abzuwehren.

Veltlinerstube

Herrengasse 25 (Casino)

Sie fischen nach Steinen



Von besonders ausgerüsteten Kuttern steigt der Taucher auf den Meeresgrund hinab, um die als Baumaterial hochgeschätzten Steinblöcke heraufzuholen, die in jenen Küstenländern unentbehrlich sind



Als gälte es Millionenwerte zu bergen, rückt sich der Steintaucher aus. Der unförmige Helm, die Bleischuhe, der schwere Anzug sind zum Steintauchen eben so nötig, wie für jede andere Aufgabe unter Wasser

← Tang und Algen, Krebse, Krabben und Seesterne hausen seit Jahrhunderten auf den Steinblöcken und haben sie mit einer schlüpfrigen Kruste überzogen, aber die kräftigen Zangen des Kranes halten den Block sicher fest



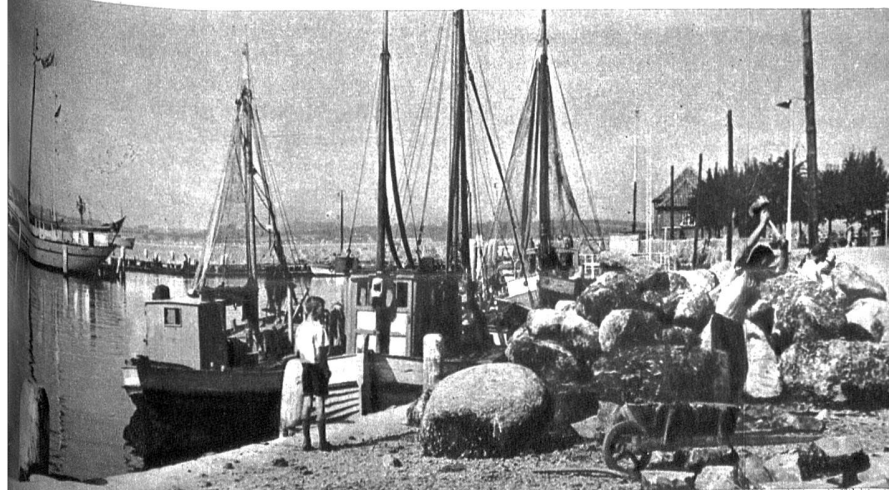
Kann man sich in unserem «steinreichen» Lande vorstellen, dass es auch Gegenden gibt, wo kilometerweit kein Stein zu finden ist? In jenen Küstengegenden treiben die Steinfischer ihr Gewerbe und sie verdienen dabei ihr Brot nicht schlechter, als die Herings-, Dorsch- und Flundern-Spezialisten. Genau wie diese wissen, wo sie ihre Netze auswerfen müssen, um ergiebige Fänge heimzubringen, so kennt auch der Steinfischer seine «Jagdgründe», jene Stellen des Meeresgrundes, wo seit Jahrtausenden die grossen Blöcke liegen, von einem eiszeitlichen Gletscher hergebracht. Diese Steine sind in den steinernen Gegenden sehr gesuchtes Baumaterial für Hausfundamente, Ufermauern und Strassenpflaster.

So kommt es, dass Fischerkutter ausgerüstet werden und hinaussegeln, dass sich Taucher in die schwere Rüstung kleiden und die Bleiplattenschuhe anziehen, um nichts anderes an das Tageslicht zu bringen, als Steine, Steine und nochmals Steine. Ja, dieses Tauchen ist vielleicht einträglicher, als die sensationelle Suche nach einem versunkenen Schiffstresor mit einer Goldlast oder nach dem Codebuch eines Kriegsschiffes, denn der Bedarf an Steinen ist gross und die Arbeit des Steinbauers ist ein tägliches und sicheres Brot. Nicht zuletzt braucht man die entrissenen Steine für die

Wehrbauten gegen die gefräßige Brandung, und das Meer muss auf diese Weise selbst das Material hergeben, mit dem es in Zaum gehalten wird. Das Heben der mit dicken Schichten von Tang, Algen und Seegetier bedeckten, schlüpfrigen Klötze ist gar nicht so einfach, die Zangen des Kranes müssen schon richtig angelegt werden, damit die Last nicht daraus schlüpfen kann und auf jeden Fall ist dem Taucher nicht zu empfehlen, von unten dem «emporgehobenen Block nachzusehen. Auch im Wasser ist so ein Brocken noch einige hundert Kilo schwer und nicht gerade angenehm, wenn er von oben wieder herunter kommt. — Zwar gibt die jahrelange Arbeit ein gutes Gefühl für die Lage des Schwerpunktes und die richtige Befestigung, aber man kann doch nie wissen, was geschehen wird.

Am Hafenquai lässt der Steinfischer die mit so viel Mühe und Aufwand gehaltenen Steine zunächst eine Zeitlang liegen. Das Kleid aus Pflanzen und Tieren stirbt dabei von selber ab, sobald das nährnde Nass fehlt und die Sonne ihre Strahlen darauf niederbrennen lässt. Dann ist es einfach die Schicht abzukratzen. Die Steine werden zersprengt oder zerschlagen, zu eckigen Quadraten behauen oder als grobe Brocken verwendet, je nachdem, welchem Zweck sie zu dienen haben.

L. S.



Oben: Mit kräftigen Fäustel-Schlägen werden die Blöcke hier zerkleinert, bis sie das richtige Mass für den gewünschten Zweck haben

Links: Das Löschen der Steinladung im Hafen, mit einfachen Flaschenzügen, ist eine anstrengende und nicht ungefährliche Arbeit

Rechts: Die asphaltierte Seepromenade eines Badeortes an der Küste Danemarks erhält ein Steinbett aus den Steintrümmern

Das blaue Wunder

«Am nächsten Sonntag!» dachte Helene glücklich und strich über den leuchtend blauen Seidenstoff, der vor ihr lag. Monatelang hatte sie gespart, um ihn kaufen zu können. Und als sie es endlich erreicht hatte, sass sie jeden Abend, wenn sie aus dem Bureau kam, daran, und schneiderte. Ganz allein wollte sie das Kleid anfertigen, und heute Abend machte sie die letzten Stiche! — Samstags kam Paul aus dem Dienst und am Sonntag würde sie ihn treffen, und würde es tragen, das neue Kleid...

Etwas müde war sie zwar, aber nun wollte sie es auch noch glätten. Helene wartete bis das Eisen heiss war; dann fing sie an, vorsichtig das Kleid zu behandeln. Doch da klingelte es Sturm...

Helenes Vermieterin war nicht zu Hause, und darum eilte sie selbst zur Tür, um zu öffnen. Es war die Nachbarin. «Verzeihen Sie vielmals, wenn ich störe», sagte die Frau. Ich wollte Frau Gerber bitten, doch schnell für mich zur Apotheke zu gehen. — Meine kleine Tochter hat Fieber, ich brauche eine Arznei, möchte aber das Kind nicht allein lassen.»

«Geben Sie nur her!» sagte Helene. «Ich springe schnell hinunter!» Sie nahm das Geld und das Rezept und ging schnell in die Apotheke. Schon nach zehn Minuten war sie zurück, und überbrachte der herzlich dankenden Nachbarin die Arznei. — Doch o weh! Als Helene wieder ihr Zimmerchen betrat, drang ihr ein starker Brandgeruch in die Nase. Sie stürzte zum Bügelbrett, doch es war nichts mehr zu retten. Das heisse Eisen hatte ein riesiges Loch in die dünne Seide gebrannt. Das ganze Kleid war verdorben. Wochenlange Arbeit, mühsames Sparen war umsonst gewesen, das schöne neue Kleid, das blaue Wunder, war dahin. Das ganze Kleid war verdorben.

*

Herrlicher Sonnenschein herrschte am nächsten Sonntag. Paul winkte schon von weitem, als er Helene kommen sah, seine schöne Helene, in einem dunkelroten Kleid. Strahlend ging Paul auf sie zu, begrüßte sie, und fragte dann: «Sage einmal, ist das nun das blaue Wunder, das du trägst, oder bin ich ein bisschen farbenblind?»

Errötend deutete Helene auf ein leuchtend blaues, schmales Seidentuch, das sie um den Hals trug, und das ganz entzückend zu dem Rot des Kleides und ihren blonden Haaren stand: «Hier hast du es! Das ist alles, was noch übrig ist vom blauen Wunder!» Und ein wenig wehmütig erzählte sie ihm die Geschichte von der Katastrophe.

Paul aber lachte: «Schau einmal, wie blau der Himmel ist! Und deine Augen? Blaue Sterne! Und dass du mich liebst! Das ist das grösste der blauen Wunder! Alles, alles blau!» Vergnügt schob er seinen Arm unter den ihrigen und getröstet ging Helene mit ihm davon. Noch in der Ferne leuchtete es, das blaue Halstuch, der Rest des blauen Wunders. U. W.